

# Universitätsbibliothek Wuppertal

## Charakterköpfe aus der antiken Literatur

Fünf Vorträge

**Schwartz, Eduard**

**1906**

I. Hesiod und Pindar

---

**Nutzungsrichtlinien** Das dem PDF-Dokument zugrunde liegende Digitalisat kann unter Beachtung des Lizenz-/Rechtehinweises genutzt werden. Informationen zum Lizenz-/Rechtehinweis finden Sie in der Titelaufnahme unter dem untenstehenden URN.

Bei Nutzung des Digitalisats bitten wir um eine vollständige Quellenangabe, inklusive Nennung der Universitätsbibliothek Wuppertal als Quelle sowie einer Angabe des URN.

[urn:nbn:de:hbz:468-1-3042](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:468-1-3042)

I

HESIOD UND PINDAR

Wer einmal die Grenze überschritten hat, weiß sich der eigentümlichen Erfahrung zu erinnern, daß ihm die Leute im fremden Lande einander zum Verwechseln ähnlich vorkommen; es gehört schon langer Aufenthalt und Übung im Beobachten dazu, um sich von dem ersten Eindruck zu befreien und individuelle Umriss aus der allgemeinen Gleichmäßigkeit bestimmt und scharf herauszunehmen. Die große Menge des gebildeten Publikums verhält sich zu den antiken Literaturen nicht anders, um so weniger, als sie sich für diese Art der Betrachtung auf eine lange Gewohnheit, um nicht zu sagen auf eine imposante Tradition berufen kann. „Die Alten“, so sagte man früher; seit der Renaissance des Hellenentums, seit Winckelmann und W. v. Humboldt ist man gewohnt „die Griechen“ zu nennen, wenn das klassizistische Ideal gepredigt werden soll. Und nicht allein der moderne Klassizismus hat, unbekümmert um die individuellen Unterschiede, solche Gesamttypen geschaffen, sie sind viel älter. Als im römischen Kaiserreich die laue Dämmerung des Weltfriedens die müden Völker gleichmäßig umfing, sah die nur genießende, nicht mehr zeugende Sehnsucht kulturgesättigter Geschlechter die Gestalten der Vorzeit in einem gleichen Lichtglanz, der alle Schatten und damit alle scharfe Linien verschluckte. Die Wunderwerke der klassischen Periode galten für mühelos er-

zeugte Produkte bevorzugter Wesen, denen des homerischen Götterschmieds Hephaestos vergleichbar; das Gefühl dafür war erstorben, daß Menschen, sterbliche, leidende und strebende, kämpfende und irrende Menschen sie geschaffen hatten.

Den Idealtypus soll der Charakterkopf ersetzen, die klassischen Gespenster sich verdichten zu Individuen leibhaften Wesens. Auch einer solchen Betrachtung schieben sich nur zu leicht Phantome vor die echten Bilder. Das in der Übertreibung falsche Prinzip, in jedem Literaturwerk lediglich ein persönliches Bekenntnis zu sehen, und die nie aussterbende Neigung der Menge, in den Großen des Geistes die eigene Kleinheit wiederzufinden, nähren immer von neuem die Meinung, es käme nur darauf an, die Neigungen und Leidenschaften, die individuellen Fehler und die Zufälligkeiten des einzelnen Menschendaseins, oder gar, um den greulichen Ausdruck zu gebrauchen, das sogen. Milieu möglichst genau herauszupreparieren und vor Augen zu stellen, als sei damit das volle Verständnis einer geistigen Persönlichkeit und ihres Werkes gesichert. Gewiß hat jedes Menschenwerk seine Menschlichkeiten, die man verstehen muß um sie zu entschuldigen; es ist auch leider wahr, daß in der antiken Literatur vieles ein Rätsel bleibt und bleiben wird, weil so wenig brauchbares biographisches Material sich gerettet hat. Andererseits ist das geschichtliche Verständnis geistigen Lebens etwas anderes als die gelehrte oder ungelehrte Romandichtung, die an einzelnen Menschlichkeiten psychologisch herumdeutelt. Weder das nährende Erdreich noch der in ihm schlummernde Keim sind die Pflanze: an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen, das gilt von jedem Propheten des Geistes. Des Menschen eigenstes, das ihn überlebt, sind nicht

die geheimen Gedanken, die sich anklagen und entschuldigen, nicht sein tägliches Getriebe, sondern das Spiegelbild das sein Wesen im Handeln und Schaffen zurückwirft: dies und dies allein ist maßgebend für die ethische Selbsterkenntnis so gut wie für die geschichtliche Betrachtung.

Der homerische Dichter und Sänger stellt sich in seinen Werken nicht mit Namen vor. Der Glaube an den einen Homer, der das ganze ionische Epos gedichtet hätte, wäre ja nie entstanden, wenn in den überlieferten Gedichten Selbstzeugnisse von Dichtern vorhanden gewesen wären, wenn der Brauch gefordert hätte daß der Dichter seinen Namen nannte. Es ist kein Zufall, daß das unterbleibt. Freilich ist die homerische Poesie keine Volkspoesie in dem Sinne daß sie spontan aus dem Volk hervorgewachsen wäre; sie ist ja nicht einmal für das Volk bestimmt, sondern für die Herren; in der Thersites-episode tritt das grell hervor. Die Talente und Anschauungen der einzelnen Dichter sind auch sehr verschieden, führen oft zu einander entgegengesetzten Erfindungen, wie z. B. die Dichtungen von Hektors Abschied, von Achills wilder Rache am Leichnam des Feindes, von der Begegnung Achills mit Priamos sich geradezu aufheben. Trotzdem wäre es verkehrt, diese Dichtungen mit der individuellen Poesie späterer Zeiten auf eine Linie stellen zu wollen. Denn wenn jene Dichter auch Individuen gewesen sind, so haben sie sich nicht als solche gefühlt, ihr Ich nicht mit Bewußtsein der übrigen Welt entgegengesetzt, und darauf kommt es an. Sie waren Glieder einer Zunft, oder wie sie selbst dasselbe ausdrückten, Diener der Musen, sie gaben weiter was sie empfangen, das Überlieferte mehrend und ändernd; oft genug werden weder sie noch ihr

Publikum zwischen Überkommenem und Eigenem scharf geschieden haben. Sie gingen in ihrem Stoffe auf; etwas Persönliches zu verewigen gab ihnen ihre Muse nicht, die verlangte daß sie von den Taten und Helden der Vorzeit erzählten.

Epische Dichtung und epischer Sang sind in alter Zeit nicht geschieden. Zwar ist dem Dichter und dem Publikum das Wort und die Erzählung die Hauptsache, nicht die musikalische Kunst; aber diese fehlte nicht ganz: in der Odyssee führen die Aoeden nicht den Stecken des rezitierenden Rhapsoden, wie Hesiod, sondern sie nehmen die Kithara zur Hand, wenn sie ihren Sang beginnen. Im Verlauf der Entwicklung erstarkte das musikalische Element und wurde selbständig; neben die Zunft der Dichter trat die Zunft der Kitharoden und der gesungene Vortrag des Epos schied sich vom rezitierten. Das wirkt auch auf die Dichtung zurück. Wenn der Dichter des Hermeshymnus erzählt wie das Götterkind die Kithara erfindet und das neue Wunderding mit List und Schlaueit benutzt um sich den Weg in den Olymp zu bahnen, so feiert er vielleicht seine eigene, jedenfalls eine Kunst die neben der epischen Dichtung etwas neues ist. Musikalische Einzelvorträge erzeugen Virtuosen, denen es auf persönlichen Ruhm ankommt, und sobald diese Virtuosen sich mit den überlieferten Texten nicht begnügten, sondern eigene dichteten, lag die Versuchung nahe, ihrem Werk das Siegel des eigenen Namens aufzudrücken. In der späteren kitharodischen „Weise“ wird dies „Siegel“, in dem der Virtuos sich selbst vorstellt, zu einer festen Manier; aber es findet sich schon in einem Hymnus den sei es ein Dichter, sei es ein Kitharode am Fest des delischen Apoll vortrug. Er bittet die delischen Tempelmädchen, sie möchten auf

die Frage der Fremden, welcher Sänger ihnen am besten gefiele, antworten „der blinde Mann aus Chios, welcher am besten das Singen versteht“ — dann folgte der Name. Er ist seit uralten Zeiten zerstört, weil die Homernovelle diese Verse auf ihren Helden bezog.

Aber diese Poesie ist darum noch nicht individuell, weil die Dichtervirtuosen sich selbst nennen. Sie tun es nur um das Andenken an ihre Kunst zu verewigen, nicht weil sie etwas ganz Persönliches zu sagen haben: was sie dichten, bleibt im Rahmen des Überkommenen und nimmt es an Kraft und Größe mit der unpersönlichen epischen Dichtung, von deren Erbe sie zehren, nicht auf. Der erste griechische Dichter der ein echtes Individuum war, der sein eigenes Ich stark genug empfand um es der Welt offen zu zeigen, ist Hesiodos. Er wohnte zu Askra in Boeotien, war aber kleinasiatischer Herkunft. „Mit den Musen von Helikon beginne ich meinen Sang, die auf den heiligen Berg Helikon hausen und mit den zarten Füßen um die dunkle Quelle und den Altar des Zeus tanzen. Von dort zogen sie aus im Dunkel der Nacht und ließen ihre schöne Stimme erschallen; sie lehrten dem Hesiod den Gesang, der am Hang des heiligen Helikon die Schafe weidete. So begann ihre Rede zu mir: ‚Hört, ihr Hirten in der Einsamkeit, ihr Toren und müßigen Fresser, wir wissen zwar vieles zu erfinden, das der Wahrheit nur gleicht, aber wir wissen auch, wenn wir wollen, die Wahrheit zu künden.‘ So sprachen die Töchter des großen Zeus, gaben mir einen Ast vom frischgrünenden Lorbeerbaum zum Stab und hauchten mir göttlichen Gesang ein, daß ich die Dinge künde der Zukunft und der Vorzeit. ‚Singe‘, so befahlen sie, ‚die Herkunft der seligen unsterblichen Götter, beginn und schließe mit uns, den Musen.‘“

Hesiod nennt sich, weil ihm etwas besonderes widerfahren ist: die Musen sind zu ihm gekommen, sie haben ihn inspiriert — das griechische Wort entspricht dem lateinischen, wie das Dogma es verwendet, ganz genau —, nicht das leichte Spiel des Trugs, nein, die Offenbarung der Wahrheit haben sie gerade ihm geben und bieten wollen. „Am Anfang da Jahve durch Hosea redete, sprach Jahve zu Hosea.“ So beginnt die Rede eines der ältesten Propheten Israels, der dadurch merkwürdig und ausgezeichnet ist, daß ihm ein intimes persönliches Erkenntnis zum bestimmenden Element seines Prophetenberufs wurde. Das unmittelbare religiöse Gefühl, der Drang, einen göttlichen Auftrag zu erfüllen, bringt das absolut Neue zuwege, daß ein einzelner Mensch sich klar und deutlich seinem Volke gegenüberstellt: das Individuum ist erwacht und löst sich von der Gemeinschaft, um sich freiwillig wieder mit ihr zu verbinden.

Hesiod will berichten wie die Erde und die Götter geworden, wie diese ihre Schätze verteilt und ihre Ämter geordnet, wie sie ihren Wohnsitz auf dem Olymp aufgeschlagen haben. Was er mitteilt, ist mit nichten alles neu, er will ja keine Erfindungen geben, sondern die Wahrheit, und was überliefert war, zu einem Bild zusammenfügen von der Entstehung der Welt und der göttlichen Weltordnung. Der Größe der Konzeption tut es keinen Eintrag, wenn die Ausführung stark zurückzubleiben scheint, um so weniger als der Schluß des Gedichtes früh verloren gegangen ist und unklar bleibt, worauf der Prophet schließlich hinauswollte. Merkwürdig ist aber, wie der Dichter sich an die überlieferten Formen klammert. Dem Druck des ionischen Epos hat dieser selbständige Geist sich so wenig entziehen können wie das gesamte griechische Festland; Vers und Sprache,

Formeln und Bilder sind entlehnt, ja auch die Anrufung der Musen am Anfang ist epische Gewohnheit, und seltsam kontrastiert der ganz lokale Musenkult auf dem Helikon und die Anrede der Göttinnen an den Schafhirten mit der konventionellen epischen Rede: es ist eben neuer Wein in alten Schläuchen.

Der Hirte von Askra, dem die Musen vom nahen Helikon erschienen waren, wurde ein Rhapsode, und trat an den Rhapsodenagonen auf. Weit ist er nicht herumgekommen; er erzählt selbst, daß er nur einmal ein Schiff bestiegen habe, um nach Chalkis in Euboea zu fahren zum Sängerstreit bei der Bestattung des Amphidamas: da habe er einen Dreifuß gewonnen und ihn den Musen vom Helikon gestiftet. Daß Dichter und Propheten zwischen den Weltkindern übel fahren, hat auch er erleben müssen; dafür gaben ihm die Musen zu sagen was er litt, in einem zweiten Gedicht, das sich die Ziele scheinbar tiefer steckte, aber an origineller Kraft und unmittelbarer Wirkung seine erste Schöpfung bei weitem überragt, eben weil es ganz irdisch und ganz persönlich ist, in den sogenannten Werken und Tagen. Wie Hosea durch die unheilbare Wunde die sein untreues Weib seinem Herzen schlug, zum Dichter wurde, der der überkommenen prophetischen Rede nie gehörte Töne entlockte, so schlug in Hesiod der Gram über den Streit mit dem Bruder die tiefste poetische Ader an, so daß ihr Wasser entströmten, die auf dem welkenden Garten des Epos ein neues und frisches Grün hervorzauberten. Der Vater Hesiods war aus dem aeolischen Kyme, wo er nicht vorwärts kommen konnte, ausgewandert in das „elende Nest Askra, am Fuß des Helikon, wo es im Winter arg kalt, im Sommer unerträglich heiß ist und nie etwas gedeiht“, wie der mit seiner Heimat sehr wenig

zufriedene Dichter selbst sagt: an der sonnigen kleinasiatischen Küste konnte es zu solchen Ausbrüchen des persönlichen Unbehagens nicht kommen. Der Alte hatte ein Gütchen erworben, in das sich die Söhne, Hesiod und sein Bruder Perses, teilen sollten. Schon bei der Teilung übervorteilte der Bruder den Dichter, weil er es verstand, die vornehmen Herren, welche Recht sprachen, auf seine Seite zu bringen; aber damit nicht zufrieden, fing er von neuem Streit an und scheute keine Kosten, um den Bruder um den Rest seines Erbes zu bringen. Da brach der Dichter los. Es wird ihm nicht leicht, für seine Gedanken die Form zu finden. Er ruft die Musen an: sie sollen Zeus preisen, den Schützer des Rechts. Das ist konventionell, aber am Schluß der Anrufung bricht das persönliche durch, unvermittelt und neu: „höre mich Zeus, mach gerade die Richtersprüche nach dem Recht: meine Rede, Perses, ist wahr.“ Und nun greift er, wieder ganz persönlich, zurück auf das Werk seiner Jugend. „Es ist nicht richtig, was ich damals gesagt, daß es nur eine Eris, nur einen Streit gäbe, das scheußliche Kind der bösen Nacht: es gibt neben der bösen Eris noch eine zweite, die gute, die den Bedürftigen antreibt, die Hände zu rühren und zu arbeiten, im Wettstreit mit dem Reichen.“ Darauf bauen sich nun die kernigen Scheltworte gegen den Bruder auf, der der bösen Eris nachfolgt und statt durch Arbeit, durch unredliche Prozesse reich werden will; es fehlt auch nicht an sehr freimütigen Anreden an die Großen, die das Recht krumm biegen und den Zorn des Zeus über die ganze Gemeinde bringen.

Die Analogie mit den Propheten des Alten Testaments tritt auch hier scharf hervor, die ebenfalls keine transzendente, weltfremde Religion predigen, sondern sehr

energisch verlangen daß das Unrecht aufhört, und die Großen und Herren dafür verantwortlich machen. Es berührt das moderne Empfinden eigentümlich, wenn auf hellenischem Boden, im homerischen Hexameter, die Predigt der Arbeit und des Rechtes der Geringen aus unmittelbarer persönlicher Empfindung heraus ertönt. Die Ethik des dorischen Adels verachtete die Arbeit, und der platonisch-aristotelische Intellektualismus mußte gegen das demokratische Banausentum ankämpfen. Diese beiden Erscheinungen treten in der Überlieferung so mächtig hervor, daß sie das allgemeine Urteil über das Griechentum bestimmen; dazu kommt der Bildungsstolz mit dem der rhetorische Klassizismus des griechisch-römischen Weltreichs das reale Leben der Gegenwart künstlich entwertete. So sind die Verse des Hirten von Askra verhallt, daß „die Götter dem Menschen das was er zum Leben braucht, nicht auf den Tisch gelegt haben: wenn das so wäre, dann brauchte man freilich nicht sich das ganze Jahr zu plagen, könnte das Steuerruder in den Rauchfang hängen und es wäre eitel, Ochs und Maultier zu bemühen“.

Hesiod ist mit nichten nur Spruchdichter. Er mahnt freilich den bösen Bruder zur Arbeit: „Perses, du großer Narr, ich will dir segensreiche Wahrheit sagen. Leicht ist der Weg zum Verderben, zum wirtschaftlichen Untergang: die wohnen jedem nahe. Vor das Gedeihen haben die Götter den Schweiß gesetzt, weit und steil ist der Weg der Arbeit, aber ist die Höhe erreicht, dann wandert sich's leicht. Kannst du selbst dich nicht richtig beraten, so höre auf den guten Rat eines anderen: bau deinen Acker und sei keine faule Drohne, daß sich deine Scheuern füllen.“ Aber Hesiod verlangt von seiner Muse nicht, daß sie nur der Herold seiner persönlichen

Schicksale, seines eigenen Kummers sei. Jene individuelle Mahnung ist, wie die übrigen Scheltreden, nur die Einleitung zu dem wodurch das Gedicht ein Ganzes und ein echtes Epos wird, zu dem in Verse umgesetzten Kalender des Bauern und Schiffers. Anders weiß Hesiod die Arbeit, zu der er mahnt, nicht zu schildern als indem er die Überlieferung der Väter weitergibt. Das taten die ionischen Epiker auch, wenn sie von den Rittern der Vorzeit erzählten; aber nur ein ganzer Mann konnte es wagen, nur einer dem sich das Leben neu geoffenbart hatte, Bauern- und Schifferregeln für einen Stoff zu halten, der die gleiche Form verdiente wie die Heldensagen. Ihn drückte diese Form; und doch tritt die große, einfache Persönlichkeit in dem zu eng gewordenen Kleid nur um so wuchtiger hervor; in den Ratschlägen an Landmann und Schiffer, die ruhig ihr Jahr für Jahr sich abrollendes Leben schildern, weht ein erfrischender Hauch des Segens den Erde und Meer der menschlichen Tatkraft spenden, jenes Segens den der Hellene alter Zeit mit dem einen, nicht zu übersetzenden Wort *πλοῦτος* bezeichnet.

Der eigenartige Reiz, der Erdgeruch, möchte ich sagen, dieser Bauern- und Schiffersprüche ist von den Alten, denen die aesthetische Theorie nicht verbot, ein Lehrgedicht für echte Poesie zu halten, sehr stark empfunden, merkwürdigerweise besonders in der hellenistischen Zeit, die es mit der Poetik genau nahm. Aber die sittlichen Wahrheiten, die dem Gedicht das Ethos geben, haben den ganz anderen Tendenzen weichen müssen, welche die Herrschaft des Adels hervorrief und so kräftigte, daß sie dem Hellenentum nie ganz abhanden gekommen sind. Es ist nicht leicht, zum Teil überhaupt unmöglich, festzustellen wie die Geschlechter in den ver-

schiedenen Teilen Griechenlands Macht und Besitz monopolisiert haben. Nur eine vereinzelte, trümmerhafte Kunde hat sich von den fertigen Bildungen erhalten, und diese sehen sehr ungleich aus. Die Ritter in Chalkis, die Rheder von Aegina, die Großgrundbesitzer Attikas, die mit der Übermacht des Kapitals den Bauernstand vernichten, sind etwas anderes als der Herrenstand der Eroberer in den Gebieten in welche die griechische Völkerwanderung einen Gegensatz zwischen den siegreichen Einwanderern und der alten Bevölkerung hineingetragen hatte, und auch hier entwickelten sich die Verhältnisse sehr verschieden. Die Handelsherren von Korinth, der stark kolonisierende, den Nachbarn lästige Adel des kleinen Megara, die Dynasten in Thessalien, die militärisch organisierte Oligarchie Spartas weisen eine Fülle von politischen und gesellschaftlichen Formen auf, die man sich hüten muß, einander gleichzusetzen. Richtig aber ist daß diese verschiedenen Gebilde der Adelherrschaft einen Assoziationsprozeß durchmachen, der im 5. Jahrhundert seinen Abschluß und sein Ende erreicht. Der gemeinsame Gegensatz gegen die Demokratie führt die Herrenstände zusammen und erzeugt über ein weites Gebiet hin, die Stammesgegensätze nivellierend, ja oft das nationale Gefühl hemmend und schädigend, ein Standesbewußtsein das sich mit dem Solidaritätsgefühl mittelalterlicher Feudalherren und moderner Höfe direkt vergleichen läßt. Weit großartiger, weil auf einer imposanten sittlichen Energie beruhend, ist die Standesethik die der griechische, oder wie man wohl zu sagen wagen darf, der dorische Adel in seinen großen Zeiten hervorgebracht hat, in den Zeiten in denen die Herren die Wahrheit noch empfanden, daß mit der Macht über andere die Pflichten gegen sich selbst steigen. Nur

der Adliche hat das Recht zu herrschen, ist überhaupt freier Bürger im vollen Sinne, aber den Standesgeboten muß er sich fügen, und wehe dem der als Alleinherrscher den Stand beugen will. Den hellenischen Haß gegen das Fürstentum hat der Adel geschaffen, und die attische Demokratie trat nur seine Erbschaft an, wenn sie den Tyrannenmord glorifizierte: ὕβρις, der Frevel gegen die ständische Ordnung, und ἀτη, die Verblendung der Selbstüberhebung, bezeichnen Komplexe religiöser und sittlicher Empfindungen, die im Geschlechterstaat zusammengewachsen sind. Der griechische Adel ist nicht aus den Gefolgsleuten und Knechten der Fürsten emporgestiegen; sein Rechtstitel ist die Abstammung von den Göttern; wer zum Adel gehören will, hat die Deszendenz von einem Gott nachzuweisen. Die Stammbäume der Genealogen haben es zu verantworten, daß die griechische Sage mit den Liebschaften der Olympier angefüllt ist; sie sind ursprünglich ernst gemeint und erst spät, als die Demokratie den Glauben an das göttliche Blut zerstörte, von der atheistischen Aufklärung und der hellenistischen Erotik zum galanten Abenteuer verschoben. Das von dem göttlichen Ahnherrn ererbte Blut verbürgt die ἀρετή, d. h. die hohe Stellung, den Vorzug, der von der inneren Tüchtigkeit noch nicht scharf getrennt wird, weil es eine individuelle, vom Stand unabhängige Existenz für den Mann nicht gibt. Freilich muß dieser Vorzug sich bewähren durch die Tat, durch ein den Standesgeboten gemäßes Handeln. Das kann nur das Handeln eines Herren sein. Die Adelsethik hat die Verachtung der Arbeit im griechischen Leben heimisch gemacht, umgekehrt allerdings auch das καλόν, jenen Begriff ethischer Schönheit, der sich weder mit Ehre noch mit Sittlichkeit übersetzen läßt. Er hängt ursprünglich mit sehr beden-

lichen Institutionen des Dorertums zusammen, ist aber schon in der Adelskultur zu einem kräftigen Faktor des sittlichen Lebens umgewandelt. Im Sinne des Adels ist „schön“ alles was am adeligen Manne die freie Bewunderung der Standesgenossen, die Nacheiferung der Jungen und das Lob der Alten hervorruft, was zu dem was man als wertvoll schätzt, zu dem *ἀγαθόν* hinzutreten muß, wenn das dorische Ideal des vornehmen Mannes verwirklicht werden soll.

Die Art wie die griechischen großen Herren ihre Standesgrundsätze und Standesvorurteile in die Wirklichkeit übersetzten, wird in den verschiedenen Städten und Landschaften recht verschieden gewesen sein. Aber eine Blüte oder ein Auswuchs, je nachdem, sprießt aus dem adlichen Leben überall gleichmäßig hervor, das agonale Wesen, brauchen wir nur lieber das Wort, welches die englische Adelskultur dafür geprägt hat, der Sport. Er ist, wie überall, so auch in Hellas der charakteristische Begleiter eines Herrenstandes der den Zeitvertreib gebraucht und instinktiv an der Pflege körperlicher Tüchtigkeit festhält, von der Zeit her, als er mit den Waffen den Glauben an sein Götterblut erzwang. Außerdem dienen Wagen- und Pferderennen sowie Regatten — in Aegina — dazu, das Fundament der Adelherrschaft, den großen Besitz, in das rechte Licht zu stellen. Je reifer eine solche Standeskultur wird, je mehr sie sich vom breiten Boden der Arbeit und des Erwerbs entfernt, je stärker sie ferner alle ehrgeizigen Elemente aufsaugt — ein nicht zu übersehendes Moment —, um so ernsthafter wird das genommen, was ursprünglich nur ein Spiel müßiger Friedenstage war, und so gewannen durch die Adelherrschaft die Wettrennen und Kampfspiele in Hellas eine Bedeutung von der sich nach

modernen Analogien eine Vorstellung bilden zu können ein nicht einwandfreier Vorzug unserer Generation ist. In der adlichen Ethik wird der *πόνος*, die Übung des Leibes, zum training des Sports: er ist die notwendige Ergänzung der durch die Abstammung von den Göttern verbürgten Anlage, das was die *ἀρετή*, den Vorzug, aus einem Anspruch zum Erfolg macht.

Die Gebote der Standesmoral werden durch die Überlieferung fortgepflanzt, werden auch in poetischen Spruchsammlungen niedergelegt; aber es ist sehr bezeichnend, daß der Adel scharf und bestimmt den Satz vertritt, daß diese Gebote nicht durch Lernen angeeignet werden können. Die Tüchtigkeit des adlichen Mannes ist nicht lehrbar, sie ist angeboren und wird geübt. Der letzte und größte Prophet dieser Adelsethik ist der thebanische Dichter Pindar, selbst einem uralten Geschlecht entstammend, den Aegiden, von denen ein Zweig auch in Sparta ansässig war. Von seinen Gedichten ist der Band erhalten, in dem die Festkantaten zu Ehren der Sieger an den großen Nationalspielen mit einigen hier am bequemsten einzureihenden Gelegenheitsgedichten von den alexandrinischen Philologen vereinigt waren.

Die poetische Form der pindarischen Gedichte ist ein Gebilde, das nur historisch, aus der Erkenntnis seines Ursprungs und seiner Bedingungen heraus gewürdigt werden kann. Aus dem einfachen Lied war im Fortgang der Entwicklung ein immer komplizierterer Festgesang geworden, den nur ein geschulter Sängerkhor vorzutragen verstand. Die Sprache ist barock, maniert, schwülstig, weil die traditionellen Bilder immer wieder gesteigert oder verkürzt werden; Pindar redet erst einfach, wenn er ein eigenes und persönliches Pathos entwickelt. Die Form bleibt auch im Grunde die gleiche,

mag nun der Festgesang einem Gott oder einem Menschen, einer Gemeinde oder einem großen Herren gelten, mag das Fest eine freudige Serenade oder eine prunkvolle Bestattung sein; gleich bleibt auch die Konvention daß der Sängerchor ein völlig unpersönliches Werkzeug in der Hand des Dichters ist. Stets spricht nur der Dichter von sich, nie der vortragende Chor, und das geht so weit daß diese Kantaten öfters zu rein persönlichen Briefen ohne einen festlichen Anlaß werden.

Es gehörte zu den Pflichten des Herrenstandes, seine Feste durch diese Poesie verherrlichen zu lassen. Das Hergebrachte war daß er nicht nur die Sänger, sondern auch den Dichter bezahlte; „Milde“ war auch im hellenischer Mittelalter eine gefeierte Tugend der großen Herren, und die Überlieferung weiß boshafte Geschichten genug davon zu erzählen, wie Simonides, der kluge, weltgewandte Ionier, seine Muse nur für schweres Geld verkaufte. Pindar war selbst von vornehmstem Adel und konnte mit den Fürsten von Kyrene und Syrakus auf gleichem Fuß verkehren: das gibt seinen Dichtungen ein ganz anderes Gepräge. Nicht äußerlich: der schwerfällige Boeoter war kein Genie das neue Formen schaffen konnte, und hing viel zu sehr am Überlieferten, um es zu wollen. Aber seine Kunst war ihm nicht feil, er trieb sie auch nicht als Künstler und gewandter Diplomat, sondern als Prophet; sie war ihm eine heilige Sache. Ihm war der Sportsieg eines Standesgenossen wirklich etwas Großes, weil er an die Adelsethik glaubte, und er feierte ihn nicht um des Lohns und äußerer Ehre willen, sondern um seinen Stand, zu dem er selbst gehörte, zu mahnen, der eingeborenen Art und dem Vorzug des göttlichen Bluts treu zu bleiben. Damit kommt in diese konventionelle Poesie und die sie be-

herrschende konventionelle Lebensanschauung ein ganz persönliches Moment hinein. Sein eigener Dichterberuf ist Pindar eine ἀρετή, ein Vorzug den ihm sein adliches, göttliches Blut gegeben hat und dauernd verbürgt gegen alle neidischen Rivalen, auf die der vornehme Aegide stolz herabsieht. Keiner der bezahlten Poeten, aber auch keiner der adlichen Sportshelden hat von sich zu sagen gewagt: „Zu dichten weiß nur, wem das Blut reiche Weisheit gegeben; die es lernten, die schwatzen in allerlei Zungen; sie mögen ohnmächtig krächzen wie die Raben gegen den Aar des Zeus.“

Es hätte mit wunderbaren Dingen zugehn müssen, wenn eine so spröde, stolze Natur, wie es Pindar war, ohne Kämpfe und ohne Neider durch das Leben gegangen wäre. Schon in dem ersten erhaltenen Gedicht, vom Jahr 498, bekennt der etwa Fünfundzwanzigjährige seinen Glauben an den Wert seiner Poesie, die den Ruhm des Gefeierten erhöhen wird und wie das Gold die Probe wagen darf; noch beruft er sich freilich auf die Gastfreundschaft des vornehmen Herren der ihn um das Gedicht gebeten hat. Allmählich muß er bekannter geworden sein; in ein besonders nahes Verhältnis trat er zu dem aeginetischen Adel, dessen Schutzpatrone, die Aeakiden, er nicht müde wird zu feiern. Die Ruhmesjahre von Hellas, 480 und 479, sind für ihn, den Thebaner, eine schwere Zeit gewesen. Der thebanische Adel wollte mit dem Perser gehn, um als Vasall des Großkönigs nicht nur in Theben, sondern in ganz Boeotien unumschränkt zu gebieten, setzte auch seinen Willen nach Thermopylae gegen die demokratische Opposition durch. Pindar fürchtete das persische Bündnis ebenso wie den Sieg der nationalgesinnten Demokratie; so warnte er vor dem Bürgerkrieg und riet zur Neutralität; schließlich verließ

er Theben und ging zu seinen Freunden nach Aegina. In den Siegesjubel von Salamis und Plataeae konnte er nicht freudig einstimmen: Theben drohte von den erbitterten griechischen Verbündeten die Vernichtung, und nur die Aufopferung der thebanischen Aristokraten, die sich freiwillig zur Sühne durch den Tod stellten, rettete die Stadt. Pindar war hellenisch gesinnt, wollte aber darum nicht aufhören, Thebaner zu bleiben. In einem Lied das er unmittelbar nachdem 479 Theben der schlimmsten Gefahr entronnen war, in Aegina unter seiner persönlichen Leitung singen ließ, erklärte er mutig, allen Zeitläuften zum Trotz, daß er, der Thebaner, ein Recht habe, Aegina, die Schwesterstadt seiner Heimat, zu feiern. Schwer sei es ihm ums Herz; das Furchtbarste sei abgewendet, und daran halte er sich, so dunkel die Zukunft auch noch aussehe: wenn die Freiheit nur gerettet sei, so lasse sich das Schlimme das etwa noch kommen könne, zum Guten wenden.

Freilich, wenn Theben gefallen wäre, so wäre es um seinen eigenen Adel und seine persönliche Unabhängigkeit geschehen gewesen. Er mußte zu seiner Vaterstadt stehen, und wie er für sie eintrat in einer Zeit in der es bei den Siegern über die Perser für eine Schande galt Thebaner zu heißen, so hat er nicht daran gedacht, dauernd die Heimat aufzugeben, als er 476 nach Sizilien ging und die Fürstenthümer Therons von Akragas und Hierons von Syrakus besuchte: schon im nächsten Jahr kehrte er zurück. Es duldet keinen Zweifel, daß der bedeutende Staatsmann der auf dem Thron von Syrakus saß und faktisch die Geschicke Siziliens lenkte, auf den knorrigen, in harten Jahren innerer und äußerer Kämpfe zum Manne ausgereiften Boeoter einen sehr großen Eindruck gemacht hat. Pindar hoffte daß die Macht des syra-

kusischen Fürstentums ein Bollwerk dorischer Überlieferungen bilden würde, ein Bollwerk zugleich nationalhellenischer Art gegen Karthager und Etrusker. Hierons Politik hat solche Gedanken in ihre Kreise einbezogen; als er der neugegründeten Stadt Aetna dorische Institutionen verlieh, war es berechtigt, wenn der aristokratische Dichter mit den feierlichsten und erhabensten Tönen über die er verfügte, die Dynastie des Alleinherrschers feierte. Umgekehrt ist die Freundschaft keine einseitige gewesen; dafür war Pindar eben ein Aegide, und Hieron wußte genau, daß die Dichtung seines adlichen Freundes eine Macht war, die das Prestige seines Thrones sehr wirksam hob. Was jedoch dem Staatsmann politischer Faktor war, das war für den Dichter Herzenssache, und so mußte das was sie zusammengeführt hatte, sie auch wieder auseinanderbringen, eben weil sie beide Recht hatten und keiner sich untreu werden konnte. Nach idealen Grundsätzen läßt sich ein Land wie Sizilien von einem Alleinherrscher, der sich nur auf seine Klugheit und seine Söldner verlassen kann, nicht regieren, und vom Standpunkt eines Hofes aus gesehen, war die Poesie der geschmeidigen Ionier Simonides und Bakchylides ebenso wichtig und ebenso berechtigt sich fürstlicher Gunst zu erfreuen wie die des boeotischen Edelmannes. Umgekehrt gab die Muse des Edelmannes sich selbst auf, wenn sie sich einer Fürstenpolitik geschickt fügte; sie huldigt nur dem Erfolg den der Gott gegeben hat, nicht dem Menschenwitz.

Fürst und Dichter waren zu vornehm, um es zum offenen Bruch kommen zu lassen; der warme und doch herbe Ton der die pindarischen Gedichte aus der Zeit der wachsenden Entfremdung durchzittert, verrät was dem spröden Manne die Freundschaft mit Hieron ge-

wesen ist. Es ist sehr viel mehr als Männerstolz vor Königsthronen, wenn er den ehemaligen Freund an den Spruch erinnert, daß die Götter dem Sterblichen für einen Erfolg doppeltes Leid geben, wenn er ihn warnt vor den Schmeichlern, die kein freies Wort sagen können, ihn auffordert, sein wahres Selbst zu bewähren und schließt: „Immer hat der Mann den Vorzug, dessen Rede grade ist, mag einer herrschen oder das ganze Volk oder der Rat der Weisesten. Gegen des Gottes Fügung darf man nicht streiten und es tut gut das Joch leicht zu nehmen, das er auf den Nacken legt; denn es ist gefährlich wider den Stachel zu löcken. Aber ich bete darum daß ich den Tüchtigen gefalle.“

So reif und so kräftig die dichterische Produktion Pindars durch die sizilische Reise und ihre Nachwirkungen geworden ist, man darf sich darüber nicht täuschen: Sizilien ist für ihn eine Episode geblieben. Ihm war sein Adel eins und alles; er war ihm angeboren und sein eigen, wie nur irgend etwas sein konnte, aber er war nur so lange lebendig als sein Träger der Bürger der Stadt war, zu der das Geschlecht seit unvordenklichen Zeiten gehörte. Weil er Aegide war, weil er mit seiner Dichtung nichts wollte als die Pflichten und die Größe des Adels predigen, mußte Pindar in Theben bleiben und sich behaupten. Er hat es getan, ohne einen Zoll seines Selbst daran zu geben. Wer hellenisches Wesen kennt, der weiß auch ohne Überlieferung, daß solche Erschütterungen wie die von 480 und 479 in Theben noch lange verbitternd und verhetzend gewirkt haben müssen: Pindar hat sich nicht gescheut, von Theben aus mit einem Dithyrambus in Athen zu konkurrieren und den Hort hellenischer Freiheit zu feiern. Der nationalgesinnte Aristokrat ist wahr-

scheinlich seinen Standesgenossen und den Demokraten gleich unbequem gewesen, und es hat seine Stellung nicht erleichtert, daß er als anerkannter, von den Fürsten und Großen geehrter Dichter eine individuelle, über Theben und Boeotien weit hinausreichende Macht repräsentierte, die man nicht unterschätzen darf und die dem Neid der Gegner eine um so breitere Angriffsfläche darbot, je unabhängiger der Dichter seiner Muse diene. Er wehrte sich mit kräftigen Hieben gegen die Feinde, die seine Poesie angriffen und den Mann selbst treffen wollten, am energischsten als Intriganten versuchten ihn zugleich mit Aegina, wo er in der Perserzeit ein sicheres Asyl gefunden hatte, zu verhetzen und seine Stellung in Theben zu erschüttern. Er will ein einfacher Bürger bleiben, sich schicken in das was der Gott fügt, er kennt nicht die rastlose Begier des Neidischen, der jeden Erfolg für sich haben will; den schlaunen Odysseus mag er nicht spielen und ihm genügt es, seinen Kindern — natürlich hat er sich ein Haus gegründet — einen ehrlichen Namen zu hinterlassen. Aber in seine Kunst soll ihm niemand hineinreden: „im Siegesglanz werde ich triumphieren über meine Feinde, ohnmächtig im Dunkel bleibt das Trachten das der Neid vergeblich, wie Sisyphos den Stein, gegen mich wälzt; den Erfolg den mir der Gott verbürgt hat mit meiner Geburt, den wird die Zukunft vollenden.“ Und den aeginetischen Freunden schärft er ein daß ihre Sportsiege verhallen und verwehen werden, wenn seine Muse sie nicht feiert; es sei nichts Geringes, einen Dichter zum Freund zu haben, dessen Muse nur freie und nicht bezahlte Huldigungen bringt.

Einem ehrlichen und kräftigen Wollen ist auf Erden nimmer etwas anderes beschieden als ein Ende mit Bitterkeit; am wenigsten bleibt es solchen Propheten

erspart, die wie Pindar und Dante nach rückwärts schauen. Die Welt in der Pindar lebte und für die er kämpfte, trug längst den Keim des Todes in sich, und er erlebte es noch, wie sie Stein für Stein zusammenbrach. Er ließ sich nicht irre machen. 457, als Pindar sich den Siebenzig näherte, wurde Aegina gezwungen, in den attischen Bund einzutreten, zugleich brachte der Sieg von Oenophyta Boeotien unter die Herrschaft der demokratischen, Theben feindlichen Partei, die in Boeotien nicht fehlte. Ein Festlied für einen Thebaner gestaltet sich dem Dichter zu einer patriotischen Manifestation; der Sagenruhm Thebens wird aufgerufen, zornig erinnert er die Spartaner, die Theben im Stich ließen, daran daß sein eigenes Geschlecht, die Aegiden, ihnen einst bei der Eroberung von Lakonika geholfen, was jetzt undankbar vergessen sei, weil kein Epos es besungen; machtvoll wird ein Verwandter des Gefeierten gepriesen, der in diesem Wettersturm den blutigen Hagel von seiner Heimat abgewehrt und in der Blüte seiner Jahre in der ersten Reihe gefallen sei. Sehr unpolitisch, aber treu seinem Glauben, tröstet sich Pindar mit dem herrlichen Sportsiege seines Mitbürgers: weit dürften des Sterblichen Wünsche nicht reichen. 10 Jahre später mußten die Athener Boeotien wieder räumen. Freilich glückte es ihnen im folgenden Jahr den Aufstand Euboeas niederzuschlagen, und das peloponnesische Heer das in Attika einzufallen drohte, kehrte wieder um; aber die athenischen Staatsmänner fingen an, über einen Frieden zu verhandeln, der nur zu erreichen war, wenn die Expansionslust des unternehmenden Staats sich zunächst Schranken setzte. In diese Zeit, in der die Athen feindlichen Kreise mit Spannung einer Neuordnung der griechischen Dinge entgegensahen, fällt das letzte der

erhaltenen Gedichte Pindars, in dem der nahezu Achtzigjährige den Sieg eines jungen Aegineten feiert, den er selbst in Delphi mit erlebt hatte. „Ruhe, städtebewahrende Tochter des Rechts, die die Schlüssel hält zum friedlichen Ratschlag und zum Krieg, dir bring ich dieses Siegeslied. Du verstehst es, Wohltaten zu geben und zu empfangen, wie die Zeit es schickt, verstehst es aber auch, dem unbarmherzigen Feind rauh zu begegnen und den Übermütigen siegreich zu Boden zu schmettern.“ Das kann nicht auf die gefeierte Persönlichkeit zielen, und wenn es auch zur Religion Pindars gehört, den Sieger an die Grenzen zu mahnen, welche die Gottheit menschlichem Streben gesetzt hat, so geht es weit über solche Mahnungen hinaus, wenn es heißt daß nur die Narren bei einem ungetrübten Erfolg die menschliche Klugheit preisen: „den gibt nur Gott, und der erhebt diesen und stürzt jenen“. Immer feierlicher und ernster werden die Töne, bis mit plötzlichem Umschlag das Schlußgebet voll siegreicher Hoffnung dahinbraust. „Wem ein glücklich Los gefallen, der läßt in üppigem Gefühl des Erfolgs sich emportragen von trotzigem Hoffen, nach mehr strebend als ihm der göttliche Segen gegeben. Rasch wächst Menschenglück, rasch stürzt es zur Erde, wenn ungefüges Wollen es erschüttert. Tageswesen sind wir, ist unser Sein ein Sein, ein Nichtsein? Der Mensch ist nur eines Schattens Traumbild — doch wenn Zeus ihm Siegesglanz gibt, dann strahlt ihm leuchtend eine freundliche Zukunft. Aegina, traute Mutter, führe zur Freiheit diese Stadt mit Zeus und dem Herrscher Aeakos und Peleus und dem edlen Telamon und Achilleus.“ Dem Namen, nicht der Sache nach hat Aegina im 30jährigen Frieden, den Athen und der peloponnesische Bund schlossen, die Freiheit erhalten.

Pindar ist weder ein reicher noch ein gefälliger Dichtergeist. Der Kreis seiner Gedanken ist streng geschlossen, der Pomp seiner Sprache steif, die Formen seiner Poesie konventionell; die Sache der er diente, war längst nicht mehr lebendig und berechtigt zu dauern. Wenn aber der echte Dichter darin sich kund gibt, daß seine Rede nach Jahrhunderten und Jahrtausenden den verstehenden Leser zwingt, ihn zu verehren und zu lieben als sei er noch ein lebenswarmer Mensch, dann ist er der echtsten einer gewesen. In seinen Gedichten lebt er weiter als das wozu er geboren war und was er sein wollte, als ein Edelmann von Gottes Gnaden.

---